



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schacht, R.: Vom unbekanntem Geibel

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Vom unbekanntem Geibel

Von Dr. R. Schacht



Vom unbekanntem? Was, wird man fragen, kennen wir von Geibel nicht? Die Quellen für seine Biographie fließen reichlich, auch bei nur teilweiser Kenntnis des Nachlasses gibt es keine Lücken in ihr, keine Rätsel, nicht einmal ein Problem. Und wer kann von einem kaum dreißig Jahre toten Dichter, dessen erster Band noch bei des Verfassers Lebzeiten mehr denn hundert Auflagen erreicht hat, behaupten, er wäre unbekannt?

Aber gerade die begeisterte Aufnahme, die dieser erste Gedichtband gefunden hat, ist der Grund dafür gewesen, daß man den ganzen, und man darf wohl sagen, den besten Geibel nicht kennt. Das ist nicht eine persönliche Ansicht, ein subjektives Urteil, sondern eine Tatsache, die niemand klarer als der Dichter selbst empfunden hat. „Ich habe,“ äußerte er 1872 gegen Heinrich von Treitschke, „das zweifelhafte Glück gehabt, mit einer frühen Sammlung sehr jugendlicher Gedichte einen Erfolg zu erringen, der zu ihrem Wert in gar keinem Verhältnis steht; was ich dagegen als Mann bei größerer Reife und unter ernster künstlerischer Arbeit geschaffen, das ist, wohl eben in Folge der vorhergegangenen, für jeden Verständigen zutage liegenden Überschätzung verhältnismäßig wenig in diejenigen Kreise gedrungen, bei denen ich am liebsten Anklang gefunden hätte.“ Das melancholische Schicksal eines, der Modedichter wurde und verdiente, mehr zu sein!

Die Mode blieb ihm treu bis zu den „Juniusliedern“, sie boten keine Überraschungen. Geibel war, wie das Schlagwort lautete, der Dichter der „schönen Form“, und da das große Publikum die sogenannte schöne Form nun einmal für etwas ein für allemal Feststehendes, für eine Art abstrakten Gesetzes hält und auch ohnedies nur mit den größten Anstrengungen dazu zu bewegen ist, über einen Liebling umzulernen, so galt des Dichters Entwicklung fortan für abgeschlossen. Freilich kann nicht geleugnet werden, daß Geibel selbst nicht wenig zu diesem verhängnisvollen Irrtum beigetragen hat. Nicht nur fand er nicht den Mut, einmal als schwächlich Erkanntes in einem bereits veröffentlichten Bande in späteren Auflagen zu unterdrücken — die ersten Versuche vereitelte der wohlmeinende Rat widerstrebender Freunde — er verschmähte es auch nicht,

einen neuen „fälligen“ Band durch Beigabe von älteren oder mehr oder weniger gelungenen Überarbeitungen von älteren Gedichten auf den nötigen Umfang zu bringen. So hat er selbst, das Publikum, wie die Kritik täuschend, die Resultate seines ernstesten, stetigen Strebens verwischt.

Und was die Enthufasteten nicht zu würdigen verstanden, wie hätte es die seit Ende der achtziger Jahre gegen den Gefeierten einsetzende Opposition kennen sollen? War es doch gerade der auf Kosten von Mörike und Storm, Hebbel und der Droste übermäßig geschätzte Verfasser der „Gedichte“ und „Juniuslieder“, den es anzugreifen galt, die übrigen Bände, die in weitere Kreise kaum gewirkt hatten, ließ man unzerzauft, zum mindesten ließ man sich, begreiflicherweise durch die Lektüre der früheren Bände ermüdet und enttäuscht, durch Geibels Verwischungsverfahren irreführen. Und so ist es gekommen, daß man noch heute von einem unbekanntem Geibel sprechen kann.

Das ist keine ausgedachte Konstruktion. Jeder Leser kann die Probe gleich an sich selbst machen. Wir alle haben Vätern und Tanten mit Recht opponiert, wenn man, wie es selbst Goedeke tat, das aus lauter blasser Reflexion zusammengesetzte „Minnelied“ lobte, aber wie wenige kennen auch jenes seine kleine Porträtgedicht „Die Braut“ (aus den „Neuen Gedichten“), vor dem freilich Mörikes „Verlassenes Mägdlein“ die anschauliche Situation voraus hat, das aber sonst an Zartheit der Psychologie und überzeugender Einfachheit in deutscher Lyrik unübertroffen dasteht. Wir alle kennen jenen öldruckhaften „Zigeunerhuben im Norden“, aber wie selten hört man ein Wort über das dritte und fünfte Stück der „Erinnerungen aus Griechenland“. Und so ließen sich noch eine große Reihe von Gedichten Geibels anführen, die sämtlich zu wertvoll sind, um vergessen zu werden\*). Von diesen und ihrem Dichter soll hier die Rede sein.

Bergegenwärtigen wir uns zunächst dessen Werdegang. Oft genug hat man den jungen Geibel grollend einen farblosen Musterknaben genannt, was im ganzen der Wahrheit durchaus entspricht, ohne daß es, wie man gewollt hat, seine künstlerische Begabung in Frage stellen mußte. Schon früh aber treten an dem Musterjüngling, dessen schöne und wohlgeformte Briefe (erschienen bei Karl Curtius, Berlin, übrigens eine wahre Mustersammlung, die jeder Sekundaner besitzen sollte) Goedes Biographie zugrunde lagen, zwei Charakterzüge als auffällig hervor: der Drang in die Ferne, nach dem Süden, und die festgewurzelte Liebe zur Heimat. Diese echt deutsche Vereinigung zweier scheinbar unvereinbarer Charakterzüge ist bei Geibel nur dadurch zu erklären, daß er kein Gegenwartsmensch war. Er sehnte sich oder schaute zurück, weshalb auch in seiner Liebeslyrik die Erwartung oder die Klage um den Verlust die Aussprache glücklichen Besitzes bei weitem überwiegt. Er sehnte sich oder schaute zurück, aber, wenn auch mit lyrischer Klage, ohne jede Zerissenheit. Vom

\*) Man findet sie in der von mir herausgegebenen, kürzlich bei Hesse und Weller, Leipzig, erschienenen Auswahl aus Geibels Werken.

jungen Deutschland, das die geruhsamen Waldeschatten und das realitätsent-rückte taugenichtige Bummelleben der jüngeren Romantik aus Widerspruch gegen eine weichlich entartete, geistig geknebelte Zeit gar zu ungestüm mit einer rasch aber oberflächlich erfaßten und daher schief und tendenziös gesehenen Wirklichkeit vertauschte und dessen unabweisliche romantische Gefühlsrückstände sich in falsch geschminkter Sentimentalität oder in negierendem Weltschmerz Luft machten, trennte Geibel eine Welt. Er gehörte noch zu jenen harmonisch ausgeglichenen Menschen einer für uns längst vergangenen, uns fast unverständlich gewordenen Epoche, die sich nicht, sozusagen von Gegensatz zu Gegensatz springend, sondern langsam in traditioneller Gebundenheit aber organisch wachsend entwickelten. Bei aller Spielerei, die mit unterlief, waren die Elemente seiner Jugendbildung: das Vaterhaus mit dem protestantischen, tüchtigen Bürgerleben, alte Philologie, von der man damals auf der Schule noch einen lebendigen Begriff bekam, und moderne Dichtung — Schiller, Goethe, Shakespeare, Heine, die damals eben noch nicht so sehr als Klassiker sondern mehr modern anmuteten, — fest in seiner Natur verankert. Und so wenig der Gegenwärtige sich über diese Einflüsse klar wurde, so lebendig machten sie sich dem Abwesenden bemerkbar. Nicht als Entdecker, noch minder als moderner Analytiker ging er nach Griechenland, sondern als ein Verehrer, der das von frommgläubigen Altphilologen in ihm Hineingelegte und dankbar Empfangene durch eigene Anschauung zur höchsten Lebendigkeit zu steigern trachtete. Aber gewiß war es nun ein Zeichen beginnender Reife, daß er auf griechischem Boden bei aller hochgehenden Begeisterung für die Antike doch nicht, wie etwa Platen, selbst zum Griechen wurde, sondern die in der Heimat wurzelnde eigene Kraft erkannte. Und so spiegelt denn sein erster Gedichtband weniger das in Griechenland Erworbene (die „Distichen aus Griechenland“ kamen erst in die zweite Auflage) als den zum Ausdruck drängenden Stand festerworbener organisch verarbeiteten geistigen Besitzes. Fast alles in diesem Bande ist — bei aller oft und mit Recht betonten Unselbständigkeit — fertig, abgeschlossen. Sein großer, übrigens erst allmählich sich einstellender Erfolg und die Sprödigkeit der Kritik werden zum größten Teil dadurch erklärt; denn wenn es dem vorwärts blickenden Kritiker, der seiner Natur nach das Publikum auf Neues, Zuentdeckendes hinzuweisen bestrebt ist, besonders bei einer Erstlingsarbeit lockt, Reime des Neuen, Vielversprechenden zu finden und hervorzuheben, so zieht eben das Publikum, der gleichermaßen Kenntnis wie Witterung voraussetzenden Arbeit kritischer Spürkunst den bequemen Genuß auf bereits zugänglich gemachten und bekannten Bahnen vor.

1847 wurden die „Juniuslieder“ veröffentlicht. Sie gelten als Geibels charakteristischer, vielfach auch als sein bester Band. In der Tat kommt er hier dem, was man gemeinhin „schöne Form“ nennt, am nächsten. Aber alles gemeinhin Genannte und daher oberflächlich Bekannte ist nichts als ein Schema und so ist denn auch tatsächlich die Form der „Juniuslieder“ häufig nichts mehr

als bloße und unpersönliche Abstraktion. Gegen die „Gedichte“ gehalten, sind die Anklänge an andere freilich vermieden, der Inhalt ist hier und da reifer geworden, aber wer merkt es dem Bände, abgesehen von einigen Selbstbekenntnissen (Donatuslieder, Ein Bild) an, daß er in das für den Dichter von beständiger Unruhe erfüllte Jahrzehnt zwischen dem griechischen Aufenthalt und der Berufung nach München fällt? Gerade dieser Unpersönlichkeit aber lag ein persönliches Streben zugrunde. „Es ist schön,“ schrieb er 1847, also dem Erscheinungsjahr der „Juniuslieder“, „ein Dichter zu sein, aber es ist schwer, unendlich schwer. Denken Sie sich ein Gemüt voll vielseitiger Empfänglichkeit, voll inniger rastloser Sehnsucht, voll verhaltenen Feuers, wie das Gemüt jedes echten Poeten es sein muß, denken Sie sich das im wechselnden Verkehr mit Tausenden, einsam hineingerissen in den Strudel blendender Geselligkeit, bewegt und durchschüttelt von den Pulsschlägen der Zeit, bezaubert von dem Glanze, abgestoßen von der Hohlheit neuer sich ihm anschließender Lebenssphären, heute in kühner Jugendlust aufjauchzend, morgen durch bittere Enttäuschung gekränkt, und fühlen Sie dann mit mir, wie schwer es sein muß, in diesem hastig stürmischen Leben, in all der blühenden Verworrenheit immer das rechte Gleichgewicht zu bewahren, immer rein von Eitelkeit und Sinnlichkeit, frei von Selbstbetrug, Übermut und Verzagtheit zu bleiben.“ Deutlich spürt man unter diesen vorsichtig andeutenden Worten, auf was es ankam. Geibel war eben alles andere als ein bloßer Schöngeist, er war ausgesprochen cholertisch veranlagt, ein temperamentvoller heißblütiger Mensch. Aber in seinem ganzen Leben, das wir ziemlich genau kennen, ist kein Abenteuer. Niemals hätte er es fertig gebracht, aus Leidenschaft einen Fehltritt zu begehen, nicht aus Temperamentlosigkeit, sondern weil er durch die Tradition des bürgerlich tüchtigen fromm-sittlichen Elternhauses gebunden war. Doch oft genug mag er während der ruhelosen Wanderjahre, in denen er bald hier, bald dort das verwöhnte, verführerisch ungebundene Leben des überall hochgeehrten Gastes führte, der nur empfing und nichts zu geben brauchte, als was Laune und Temperament mühelos gewährten, um seinen sittlichen Halt, um seine gesunde Weiterentwicklung gebangt haben. Er sehnte sich nach Ruhe, nach Bodenständigkeit, nach einer Lebensform. Aber vorderhand blieben sie ihm, der sich in kein festes reales Verhältnis finden konnte, Ideale: die traditionellen Ideale standen ihm über den wirklichen Dingen. Dies eben ist es, was den Epigonen ausmacht. Er wagte nicht, sich der Leidenschaft hinzugeben und dichtete sie daher zur „Minne“, dem Begriff des Mittelalters, um, wagte nicht, sich der Politik tätig in die Arme zu werfen und wurde zum Sänger, der über den Parteien stand. Das ist der Dichter der „Juniuslieder“, der sich hinter der idealen Form versteckt, statt sie aus sich zum eigenen Ausdruck neu zu gestalten. Aber, mag man es nun Zufall oder, fatalistischer, Schicksal nennen, seinem Streben ward Erfüllung: er fand eine feste Lebensstellung, gründete einen eigenen Hausstand, genoß soviel ruhiges Glück, wie es nur selten einem Sterblichen zuteil geworden ist.

Er gelangte zur Ruhe; aber nicht bloß zur Ruhe. Er kam nach München nicht als Privatmann, sondern berufen als offizieller Vertreter großer deutscher Kunst, als Lehrer an der Universität, als Freund des Königs. Er gehörte sich nicht restlos selbst an, er sollte und mußte repräsentieren, ein Leben der Form führen. Was ihm Ideal gewesen war, die Form, hier wuchs er hinein und wurde so zum Repräsentanten der Form in jedem Sinne. Und so war die Form auf einmal kein bloßes Ideal mehr, sie wurde Erlebnis, das Erlebnis, das den späten Geibel ausmacht.

Doch die Form will Inhalt, wenn sie nicht leer werden soll. Woher aber sollte Geibel, der jetzt weniger denn je die Gegenwart sinnlich ergreifen konnte — die Schönheit der süddeutschen Natur blieb ihm verschlossen — den Inhalt nehmen? Da waren es, wie einst in Griechenland die Erinnerung an die Heimat Gestalt in ihm gewann, jetzt jene Erlebnisse, die in ihrer Gesamtstimmung dem sorglosen glänzenden Leben, das er in München führte, am meisten ähnelten: die seines griechischen Aufenthaltes. Aus ihnen erwuchsen die „Erinnerungen an Griechenland“. Es sind lyrisch gefärbte Landschaftsbilder; aber sie sind weder mit Reflexion durchwachsen oder durch historische Reminiszenzen gefärbt wie bei Platen, noch aus lebendig aber einzeln erfaßtem Detail zusammengesetzt wie bei der Droste, noch liegt über ihnen der feine nordische Seelustton der Stormschen Lyrik. Es sind durchweg Fernbilder, wie die deutschen Stalien-Landschaften der Jahrhundertmitte, mit wenigem schlagendem Detail von typischer Beleuchtung in scharfem Sonnenlicht unter einem weithin sich dehrenden Himmel und vor einem weitgestreckten Horizont. Es ist weniger Traum in ihnen, weniger Empfindung als ein „wortlos Schauen, tief und klar“; das tiefe sorglose Glücksgefühl, wie es den Nordländer erfaßt, der sich zum erstenmal dem Eindruck der klaren, sonnigen Weite südlicher Landschaft hingibt.

Berauscht von Glanz und Düften,  
Das Herz in tiefer Ruh',  
Bedünnt mich fast, wir schiffen  
Den sel'gen Inseln zu.

Das ist keine Epigonenpoesie mehr, das ist eigenes Gewächs. Und daß es das war, beweist Geibels unbestrittene Autorität im Münchener Dichterkreis. Niemals hätten die größtenteils Neues erstrebenden Jüngeren einem bloßen Epigonen eine solche Stellung zugestanden.

Es kann nicht die Rede davon sein, hier, auf beschränktem Raum das gesamte spätere Schaffen des Dichters einer eingehenden Analyse zu unterziehen. Die angeführten „Erinnerungen“ mögen als typisches und mahnendes Beispiel genügen. Nur von einer gleichfalls viel zu wenig gekannten Gruppe muß noch die Rede sein: von den Vaterlandsliedern. Wir Deutschen sind uns, nach unserer Weise, unser Bestes allzu gering einzuschätzen, kaum bewußt, was wir an diesen kraft erfüllten Liedern für einen wertvollen Schatz besitzen. Hätten Franzosen oder Engländer dergleichen, wir würden Proben davon in jedem

fremdsprachlichen Schulbuch haben. Von den meist über ihr poetisches Verdienst gerühmten Freiheitsdichtern ist Geibel an Fülle keiner, an Kraft nur Arndt zu vergleichen. Gewiß läuft in den früheren Stücken bewußte oder unbewußte Nachahmung des Mittelalters mit unter, gewiß ist manches heute stofflich veraltet, aber wo ist zum Beispiel in unserer jüngsten Kriegsliryik irgend etwas, das an repräsentativer Kraft, an Größe der Gesinnung und formaler Vollendung dem empfindungs-gesättigten Sonett „beim Ausbruch des Krieges mit Dänemark“, in dem sich langgestaute Hoffnung in kraftvollen Sätzen Luft macht und heiße Freude über die endlich gekommene Zeit des Handelns brennt, wo etwas, das den Rhythmus freudig wogender Volksmassen deutlicher zum Ausdruck brächte als das im lautesten Jubel noch ernst wuchtige Lied von Düppel, wo etwas bestimmter und kühner als das Lied „Was wir wollen“ mit seinem eisernen, auch heute wieder passenden Refrain, und welche Siegesymphonie in dem „Hochzeitslied an Deutschland“. Es ist nicht die Stimmung des Augenblicks, die uns diese Dinge wieder schätzen lehrt! sie gehören, ganz abgesehen von ihrer jetzigen Aktualität zu dem besten, was wir von deutscher Poesie haben, es ist nicht die edle Gesinnung allein, die uns anspricht, sondern in mindestens gleichem Maße die schlechtthin vollendete Form. Hier war Geibel der gegebene Mann. Die Entwicklung Deutschlands zum Kaiserreich war die einzige Hoffnung, die dem verwöhnten Liebling des Glückes erst nach langem bangen Harren reifte, neben seiner formalen Stellung die einzige, die den ganzen Menschen wirklich und dauernd ergriffen hatte. Er, der sein Leben lang im Genuße königlicher Pensionen stand, war gleichsam zum Sänger des Volkes schicksalsbestimmt und er entzog sich nicht, wann immer die Stimmung des Volkes nach Ausdruck verlangte. Dabei fügte es das Glück, das nur verschwindend wenigen der Heutigen vergönnt ist, daß er zeit lebens über den Parteien stehen konnte und den eigentlichen Ereignissen fern genug war, um, statt am Detail zu kleben, nur den großen Allgemeinheiten in schlagenden Wendungen und einfachen Bildern, die von allen, dem Höchsten, wie dem Geringsten mitempfunden werden, Ausdruck zu geben. Hier kam ihm seine musikalische Begabung, der Instinkt des Liederdichters zu Hilfe: kein einziges fast der Stücke in den „Heroldsrufen“ bleibt als Lesegedicht im Buche stecken, kein einziges ist bloß der Ausdruck eines einzelnen, an den einzelnen sich wendend, alle fordern sie das Echo der Masse.

Dieser Geibel zum mindesten ist nicht veraltet. Vielleicht wird man versuchen, von hier aus wieder ein neues Verhältnis zu dem Vielgeschmähten, nur halb Bekannten zu gewinnen.

